

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR





HENRY JAMES

*Wie alles kam*

Erzählungen

*Aus dem Englischen übersetzt  
von Ingrid Rein*

*Nachwort von Angela Schader*

MANESSE VERLAG  
ZÜRICH



## GEORGINAS GRÜNDE

### I

Sie war fraglos ein außergewöhnliches Mädchen, und wenn er am Ende das Gefühl hatte, er kenne sie weder, noch verstehe er sie, so ist es nicht weiter verwunderlich, dass er dieses Gefühl am Anfang erst recht hatte. Doch ein Gefühl hatte er am Anfang, das er am Ende nicht mehr hatte: dass nämlich ihre Außergewöhnlichkeit wie ein Zauber auf ihn wirkte, dem er – nachdem die Umstände sie erst einmal so innig miteinander vertraut hatten werden lassen – nicht zu widerstehen und den er auch nicht zu bannen vermochte. Er hatte das seltsame Gefühl (bisweilen artete es geradezu in Pein aus und durchzuckte seine freudige Stimmung, bildlich gesprochen, mit der Heftigkeit plötzlicher Nervenschmerzen), es wäre für sie beide besser, wenn sie ihre Verbindung kurzerhand lösten und einander nie wiedersähen. Später bezeichnete er dieses Gefühl als Vorahnung, und er erinnerte sich an zwei, drei Gelegenheiten, da er im Begriff ge-

wesen war, Georgina gegenüber eine entsprechende Bemerkung zu machen. Natürlich tat er das nie; dafür gab es eine Menge guter Gründe. Wer glücklich verliebt ist, zeigt wenig Neigung, sich unangenehmen Aufgaben zu stellen, und Raymond Benyon war glücklich verliebt, trotz bedrohlicher Vorahnungen, trotz der Außergewöhnlichkeit seiner Liebsten und trotz des unerträglich rüden Verhaltens ihrer Eltern. Sie war ein hochgewachsenes, hübsches Mädchen mit schönen, kühl blickenden Augen und einem Lächeln um den Mund, dessen wunderbarer Liebreiz vieles wettmachte; ihr Haar war von einem kastanienbraunen Farbton, den man nicht anders als hinreißend nennen konnte, und sie schien sich mit einer würdevollen Anmut durchs Leben zu bewegen, als tanze sie ein altmodisches Menuett. Gentlemen, die bei der Marine dienen, haben Gelegenheit, vielerlei Frauen kennenzulernen; sie sind in der Lage, die Damen aus New York mit denen aus Valparaíso zu vergleichen und jene aus Halifax mit denen vom Kap der Guten Hoffnung. Raymond Benyon hatte diese Gelegenheiten gehabt, und als jemand, der Frauen durchaus zugetan war, hatte er seine Lektion gelernt; er wusste Georgina Gressies Vorzüge zu würdigen. Sie sah aus wie eine

Herzogin – womit ich nicht sagen will, Benyon hätte in fremden Hafenstädten mit Herzoginnen verkehrt –, und sie nahm alles so ernst. Das war sehr schmeichelhaft für den jungen Mann, der lediglich Leutnant war, eingeteilt zum Dienst auf der Marinewerft von Brooklyn, der keinen Penny auf der Welt besaß außer seinem Sold, aber eine vielköpfige Schar einfacher, seefahrender, gottesfürchtiger Verwandter in New Hampshire, augenscheinlich beträchtliches Talent, einen glühenden, wenn auch versteckten Ehrgeiz und einen leichten Sprachfehler. Er war ein hagerer, drahtiger junger Mann; sein dunkles Haar war glatt und dünn, sein etwas blasses Gesicht sanft und seine Züge ebenmäßig. Hin und wieder stotterte er ein wenig und errötete dabei. Ich weiß nicht, wie er an Bord auftrat, doch an Land, in seiner Zivilkleidung, die nicht ordentlicher und geschmackvoller hätte sein können, umgab ihn kaum noch ein Hauch von Wind und Wellen. Er wirkte nicht wie ein Seemann, war weder braun- noch rotgebrannt und hatte nicht den typischen Gang eines Matrosen. Nie rückte er seine Hose zurecht und führte sich, soweit man dies beurteilen konnte, in seiner bescheidenen, aufmerksamen Art auch nicht wie jemand auf, der zu befehlen gewohnt war. Natürlich hatte er als

Subalternoffizier ohnedies mehr zu gehorchen. Er sah aus, als ginge er einer sitzenden Tätigkeit nach, und in der Tat galt er als ausgesprochen intellektuell. Frauen gegenüber, für deren Reize er sich, wie bereits angedeutet, empfänglich zeigte, war er sanft wie ein Lamm; Männern gegenüber verhielt er sich anders und, wie ich glaube, durchaus wie ein Wolf, sofern dies erforderlich war. Er bewunderte seine schöne, anmaßende Herzenskönigin über alles (ich werde gleich erklären, warum ich sie anmaßend nenne); tatsächlich sah er nicht nur schwärmerisch, sondern auch buchstäblich zu ihr auf, denn sie war ein winziges Stückchen größer als er.

Er hatte sie im Sommer zuvor auf der Piazza<sup>1</sup> eines Hotels in Fort Hamilton kennengelernt, wohin er von Brooklyn mit einem Offizierskollegen in einem staubigen Einspanner gefahren war, um dort einen schrecklich heißen Sonntag zu verbringen – einen Tag von der Art, wie er auf der Marinewerft unerträglich war. Die Bekanntschaft war durch seinen Besuch in der Zwölften Straße am Neujahrstag erneuert worden – eine recht lange Zeit des Wartens auf einen Vorwand, doch bewies seine Geduld, dass es sich nicht nur um einen flüchtigen Eindruck gehandelt hatte. Die Bekanntschaft reifte dank



des Umstands heran, dass er seinerseits eifrig alle sich bietenden Gelegenheiten für einen Besuch nutzte, mit denen die Vorsehung ihn, wie man einräumen muss, in der Tat nicht allzu freigebig bedachte, und folglich nahm Georgina nun seine Gedanken gänzlich und seine Zeit zu einem beträchtlichen Teil in Beschlag. Er war zweifellos in sie verliebt, doch konnte er sich nicht schmeicheln, dass auch sie in ihn verliebt war, obwohl sie (und das war sonderbar) bereit schien, sich seinetwegen mit ihrer Familie zu überwerfen. Er vermochte sich nicht vorzustellen, dass sie sich wirklich etwas aus ihm machte – sie war von Natur aus für eine viel bessere Partie ausersehen –, und er pflegte zu ihr zu sagen: «Ach, du machst dir nichts – es hat keinen Sinn, darum herumzureden – du machst dir in Wirklichkeit überhaupt nichts aus mir!» Worauf sie antwortete: «In Wirklichkeit? Du nimmst es sehr genau. Mir scheint es wirklich genug, wenn ich dir gestatte, eine meiner Fingerspitzen zu berühren!» Das war eine Weise, wie ihre Überheblichkeit sich äußerte. Eine andere war schlicht die Art, wie sie ihn oder andere Leute mit ihren harten, wunderbar blauen Augen ansah, wenn sie mit ihr sprachen – sie ruhig, ja belustigt ansah, mit einem Ausdruck, als erwäge sie, aus ihrem ur-

eigenen Blickwinkel heraus, was sie gesagt haben könnten, und dann den Kopf abwandte oder ihnen den Rücken zudrehte, während sie, ohne sie einer Antwort zu würdigen, in ein kurzes, helles, beiläufiges Lachen ausbrach. Dies scheint vielleicht meiner Bemerkung von eben zu widersprechen, sie habe den jungen Marineleutnant ernst genommen. Was ich sagen will, ist, dass sie ihn anscheinend ernster nahm als alles andere. Einmal sagte sie zu ihm: «Wenigstens bist du kein Ladenbesitzer»; mit dieser Bezeichnung belegte sie gern die meisten der jungen Männer, die damals in der besten New Yorker Gesellschaft erfolgreich waren. Selbst wenn eine junge Dame eine recht unverblümete Art hat, allem und jedem gegenüber Gleichgültigkeit zu demonstrieren, erwartet man doch, dass sie den entsprechenden Ernst erkennen lässt, wenn sie einwilligt, dich zu heiraten. Im Übrigen wird meine Geschichte vermutlich hinreichend beleuchten, dass bei Georgina Gressie durchaus eine gewisse Überheblichkeit zu beobachten war. Sie bemerkte Benyon gegenüber einmal, es gehe ihn zwar nichts an, warum sie ihn mochte, es bereite ihr aber Vergnügen und mache ihr nichts aus, ihm zu sagen, dass der große Napoleon ihrer Meinung nach, bevor er

berühmt wurde, bevor er den Oberbefehl über die Italienarmee erhielt, ein wenig ausgesehen haben müsse wie er; und sie entwarf mit wenigen Worten ein Bild Bonapartes, wie sie sich ihn zu Beginn seiner Laufbahn vorstellte – klein, hager, blass, arm, intellektuell und eine großartige Zukunft vor Augen. Benyon fragte sich, ob er eine großartige Zukunft vor sich habe und was in aller Welt Georgina in den kommenden Jahren von ihm erwarte. Er fühlte sich durch den Vergleich geschmeichelt, er war ehrgeizig genug, um sich davon nicht einschüchtern zu lassen, und er vermutete, dass sie eine gewisse Ähnlichkeit zwischen sich und Kaiserin Josephine sah. Sie gäbe eine sehr gute Kaiserin ab. Das stimmte; Georgina war außerordentlich souverän. Dies mag auf den ersten Blick nicht unbedingt verständlicher erscheinen lassen, warum sie ihre Gunst einem Bewerber schenkte, der, oberflächlich betrachtet, nicht sehr originell und dessen Korsika eine langweilige neuenglische Hafenstadt war; später wurde jedoch klar, dass er sein kurzes Glück – es war sehr kurz – dem Widerstand ihres Vaters verdankte, ihres Vaters und ihrer Mutter und sogar ihrer Onkel und Tanten. In jenen Tagen nahmen in New York die einzelnen Mitglieder einer Familie recht re-

gen Anteil an der Frage, welche Verbindungen eingegangen wurden, und das Haus Gressie betrachtete eine Verlobung zwischen der schönsten seiner Töchter und einem jungen Mann, der keiner einträglichen Tätigkeit nachging, mit Misstrauen. Georgina behauptete, sie mischten sich in fremde Angelegenheiten ein und seien vulgär. Auf diese Weise konnte sie ohne jegliche Skrupel ihre eigenen Leute opfern; und Mr Benyons Position verbesserte sich von dem Augenblick an, da Mr Gressie – der schlecht beratene Mr Gressie – dem Mädchen jeglichen Umgang mit ihm untersagte. In dieser Frage war Georgina ganz souverän – sie würde sich nichts vorschreiben lassen. Als dann in dem Haus in der Zwölften Straße erwogen wurde, ob man sie vielleicht besser mit einer vertrauenswürdigen Freundin nach Europa schicken sollte, mit Mrs Portico zum Beispiel, die schon lange vorhatte, eine solche Reise zu unternehmen, und sich als Gefährtin ein junges Ding wünschte, das ihr, den Stoff aus Lehrbüchern und Kompendien noch frisch im Kopf, als Wissensquelle in Fragen der Geschichte und Geographie dienen sollte – als dieser Plan, Georgina für eine Weile fortzuschicken, erörtert wurde, sagte sie unverzüglich zu Raymond Benyon: «O ja, ich werde dich hei-

raten!» Sie sagte das so beiläufig, dass er, so sehr er sie auch begehrte, beinahe versucht war zu erwidern: «Aber, meine Liebe, hast du dir das auch wirklich überlegt?»

## II

Dieses kleine Drama spielte sich in New York ab, in den alten Zeiten, als die Zwölfte Straße ihren Vorstadtcharakter gerade erst abgelegt hatte, als die Plätze noch von zumeist ungestrichenen Bretterzäunen umgeben waren, als auf wichtigen Hauptstraßen Pappeln wuchsen und sich auf Nebenstraßen Schweine tummelten, als die Theater meilenweit vom Madison Square entfernt waren und die arg mitgenommene Rotunde von Castle Garden von teurer Vokalmusik widerhallte<sup>2</sup>, als mit «dem Park» noch die Rasenflächen vor dem Rathaus gemeint waren und die Straße nach Bloomingdale<sup>3</sup> sich für eine Ausfahrt anbot, als Hoboken<sup>4</sup>, an Sommernachmittagen, ein eleganter Erholungsort war und das schönste Haus der Stadt an der Ecke Fünfte Avenue und Fünfzehnte Straße stand. Der heutige Leser wird diese Zeit, so fürchte ich, für eine primitive Epoche halten, doch ich glaube nicht,

dass die Intensität menschlicher Leidenschaften von der Größe einer Stadt abhängt. Einige dieser Leidenschaften, jedenfalls die unverwüstlichsten und vertrautesten – Liebe, Ehrgeiz, Eifersucht, Missgunst, Habgier – existierten in beträchtlichem Ausmaß auch in dem kleinen Kreis, auf den wir einen Blick geworfen haben und in dem die Aufmerksamkeiten Raymond Benyons Miss Gressie gegenüber keineswegs mit Wohlwollen betrachtet wurden. Einmütigkeit war ein familiärer Charakterzug dieser Leute (Georgina war eine Ausnahme), vor allem wenn es um die wichtigen Dinge im Leben wie Eheschließungen und Todesfälle ging. Die Gressies hielten zusammen; sie waren es gewohnt, ihre Sache gut zu machen, für sich selbst und füreinander. Sie machten alles, was sie taten, gut: Sie wurden in eine gute Familie hineingeboren (sie hielten es für einen Vorzug, als Gressie geboren zu sein), lebten gut, heirateten gut, starben gut und schafften es, dass man auch nach ihrem Tod noch gut über sie sprach. Aus Rücksicht auf Letzteres muss ich aufpassen, was ich über sie sage. Sie nahmen Anteil an den Belangen der anderen, zeigten eine Anteilnahme, die man keinesfalls als Einmischung betrachten konnte, waren sie doch, was ihrer aller Angelegenheiten betraf,

sämtlich einer Meinung, und jede Wortmeldung nahm die erfreuliche Form eines Glückwunsches und einer Ermutigung an. Diesen Angelegenheiten war durchweg ein glücklicher Ausgang beschieden, und in der Regel blieb einem Gressie nicht mehr zu tun, als zur Kenntnis zu nehmen, dass ein anderer Gressie beinahe ebenso klug und entschlossen gehandelt hatte, wie er selbst es an dessen Stelle getan hätte. Die große Ausnahme war, wie ich bereits sagte, diese Geschichte mit Georgina, die einen solchen Miston erzeugte, einen Ton, der alle zusammenzucken ließ, als sie ihrem Vater eröffnete, sie wolle einen jungen Mann heiraten, der dem schlechtestbezahlten Beruf nachging, von dem ein Gressie je gehört hatte. Ihre beiden Schwestern hatten in äußerst florierende Unternehmen eingehiratet, und es kam gar nicht in Frage, dass sie – wo doch um sie herum zwanzig Kusinen heranwuchsen – die Messlatte tiefer legte. Ihre Mutter hatte ihr vierzehn Tage zuvor mitgeteilt, sie müsse Mr Benyon bitten, seine Besuche einzustellen; bis dahin war sein Werben nämlich in aller Öffentlichkeit und mit aller Entschlossenheit erfolgt. Er war an bestimmten Abenden von der Anlegestelle der Brooklyn-Fähre mit der Postkutsche in das Wohnviertel gefahren, hatte

an der Tür des Hauses in der Zwölften Straße nach Miss Georgina gefragt und dann mit ihr im vorderen Salon gesessen, wenn ihre Eltern sich gerade im hinteren aufhielten, oder im hinteren, wenn die Familie den vorderen mit Beschlag belegt hatte. Georgina war, auf ihre Art, ein gehorsames Mädchen, und sie setzte Mr Benyon unverzüglich von der Weisung ihrer Mutter in Kenntnis. Er war nicht überrascht, denn obwohl ihm bewusst war, dass er sich in der feinen Gesellschaft noch nicht besonders gut auskannte, glaubte er doch sagen zu können, wann und wo ein höflicher junger Mann unerwünscht war. Es gab Häuser in Brooklyn, wo ein solches Wesen sehr geschätzt wurde, und dort waren die Signale ganz andere.

Abgesehen von jenen, die von Georgina ausgingen, waren sie seit seinem ersten Besuch in der Zwölften Straße entmutigend gewesen. Mr und Mrs Gressie sahen sich jedes Mal schweigend an, wenn er hereinkam, und ergingen sich in sonderbaren steifen Begrüßungsritualen, ohne ihm dabei die Hand zu geben. Die Leute in Portsmouth, New Hampshire, benahmen sich so, wenn sie sich freuten, einen zu sehen, aber in New York war man überschwänglicher, und Gesten hatten eine andere Bedeutung. Auch war



ihm in der Zwölften Straße nie etwas angeboten worden, obwohl das Haus den ergötlichen Duft allgegenwärtiger Leckereien verströmte, die auf Anrichten nur darauf warteten, Besuchern offeriert zu werden, und man das sichere Gefühl hatte, unter jedem Tisch befänden sich Likörkästchen aus Mahagoni. Die alten Herrschaften hatten sich zudem wiederholt verwundert darüber geäußert, wie viel Freizeit Marineoffiziere offenbar genossen. Einzig dass sie immer im anderen Zimmer blieben, hatte er nicht als Affront empfunden, allerdings schien selbst dieses Sichfernhalten, dem er einige köstliche Augenblicke verdankte, Benyon bisweilen eine Form der Missbilligung darzustellen. Natürlich fanden seine Besuche nach Mrs Gressies Botschaft praktisch ein Ende: Er wollte das Mädchen nicht aufgeben, aber er wollte auch nicht ihrem Vater zu Dank dafür verpflichtet sein, dass er mit ihr sprechen durfte. So blieb den beiden Verliebten – in deren Verliebtheit ein merkwürdiges gegenseitiges Misstrauen lag – nichts anderes übrig, als sich an den Frühlingsnachmittagen auf den öffentlichen Plätzen, den abgeschiedensten Straßen oder entlegensten Avenues zu treffen. In dieser Phase ihrer Beziehung kam Georgina Benyon besonders souverän vor. Ihre ganze Er-

scheinung schien ein stilles, freudiges Bewusstsein auszustrahlen, dass sie ein Gesetz gebrochen hatte. Sie erzählte ihm nie, wie sie die Sache zu Hause meisterte, wie es ihr gelang, die Verabredungen (zu einem Stelldichein außer Haus), die sie so kühn traf, stets einzuhalten, bis zu welchem Grad sie ihren Eltern etwas vormachte und inwieweit die alten Herrschaften vermuteten, dass sie sich weiterhin sahen, und dies hin nahmen. Wenn Mr und Mrs Gressie ihm das Haus verboten hatten, so gewiss nicht, weil sie wollten, dass sie mit ihm in der Zehnten Avenue spazieren ging oder neben ihm unter dem blühenden Flieder am Stuyvesant Square saß. Er glaubte nicht, dass Georgina in der Zwölften Straße Lügen erzählte; er hielt sie für zu erhaben, um zu lügen, und er fragte sich, was sie ihrer Mutter wohl sagte, wenn diese Matrone ungehalten in raschelnden Röcken auf sie zu eilte und von ihr, die sie fast den ganzen Nachmittag mit ihrem Liebsten umhergewandert war, wissen wollte, wo sie denn gewesen sei. Georgina war imstande, einfach die Wahrheit zu sagen; doch war es, sollte sie tatsächlich einfach die Wahrheit sagen, ein Wunder, dass man sie nicht schon längst einfach nach Europa verfrachtet hatte. Dass Benyon ihre Ausreden nicht

kannte, beweist, dass dieses ungleiche Paar, ungeachtet eines Umstands, über den noch zu berichten sein wird, nie wirklich zu vollkommener Vertrautheit gelangte. Später dachte er darüber nach, dachte, wie seltsam es doch war, dass er nicht zu fragen gewagt hatte, was sie für ihn tat und wie sie es tat und wie viel sie seinetwegen litt. Sie hätte wahrscheinlich nicht zugegeben, dass sie überhaupt litt, und sie wollte sich nicht als Märtyrerin aufspielen.

Benyon erinnerte sich, wie gesagt, in späteren Jahren daran, als er versuchte, eine Erklärung für gewisse Dinge zu finden, die ihm einfach rätselhaft waren; dann stieg jedes Mal das schon verblasste Bild der zum Fluss führenden schäbigen Seitenstraßen in ihm auf, an deren Ende man durch einen Dunstschleier hindurch rote Sonnenuntergänge sah; von Straßen, auf denen die Gestalten eines jungen Mannes und eines Mädchens immer weiterliefen und schließlich verschwanden, eines jungen Mannes und eines Mädchens, die, sich über dies und jenes unterhaltend, gemächlich nebeneinander dahinspazierten, einander aber näher kamen, als sie sich allmählich in der Ferne verloren, einander näher kamen, weil es ihnen – in der Zehnten Avenue – endlich ungefährlich erschien, dass die jun-

ge Dame seinen Arm nahm. Sie steuerten immer diese unbedeutende Durchgangsstraße an, doch worauf sie sonst zusteuerten, das hätte er damals nicht so recht sagen können. Er hatte nichts auf der Welt außer seinem Sold, und er spürte, dass das ein zu «mageres» Einkommen war, um es Miss Gressie anzutragen. Deshalb tat er es erst gar nicht; stattdessen verlieh er – oft ungeschliffen und beinahe jungenhaft übertrieben – seiner entzückten Bewunderung für ihre Schönheit Ausdruck, sprach stets nur im liebevollsten Ton mit ihr, versicherte sie mit den zärtlichsten Blicken seiner Zuneigung und drückte ihre Hand vielsagend in jenen Momenten, da sie einwilligte, sich bei ihm einzuhaken. All dies war von einer Beredsamkeit, die sich, wenn erforderlich, in einem einzigen Satz hätte zusammenfassen lassen; doch dieser wenigen Worte bedurfte es kaum, war es doch ebenso offenkundig, dass er eigentlich damit rechnete, sie würde ihn heiraten, wie es unklar war, ob er annahm, sie käme mit ein paar hundert im Jahr aus. Ein anderes Mädchen hätte er vielleicht gebeten zu warten, er hätte ihr vielleicht von besseren Tagen erzählt, die bestimmt kämen, von seiner voraussichtlichen Beförderung, davon, dass es womöglich klüger wäre, wenn er den Dienst bei der Mari-

ne quittierte und sich nach einer lukrativeren Beschäftigung umschaute. Mit Georgina ließen sich solche Fragen nur schwer erörtern; sie hatte keinerlei Sinn für Details. Sie war eine Frau, die zu lieben wundervoll war – so etwas entdeckt ein junger Mann, wenn er verliebt ist; aber man konnte sie nicht gerade als hilfreich bezeichnen, denn sie machte von sich aus nie Vorschläge. Das heißt, sie hatte von sich aus nie etwas vorgeschlagen bis zu jenem Tag, an dem sie ihm tatsächlich einen Antrag machte – denn nichts anderes war es –, ihm vorschlug, ohne weiteren Aufschub seine Frau zu werden. «O ja, ich werde dich heiraten»: Diese Worte, die ich ein Stückchen weiter oben zitiert habe, waren nicht so sehr die Antwort auf etwas, was er in jenem Augenblick gesagt hatte, als vielmehr die unbekümmerte Schlussfolgerung aus einem Bericht, in dem sie (zum ersten Mal) ihre tatsächliche Situation in ihrem Elternhaus schilderte.

### III

«Ich fürchte, ich werde dich nicht mehr so oft sehen können.» So hatte sie begonnen. «Sie lassen mich kaum noch aus den Augen.»

«Wir sehen uns doch jetzt schon nicht oft», erwiderte er. «Was sind schon ein-, zweimal in der Woche?»

«Du hast gut reden. Du bist dein eigener Herr, aber du weißt ja gar nicht, was ich durchmache.»

«Musst du sehr unter ihnen leiden, Liebste? Machen sie dir Szenen?», fragte Benyon.

«Nein, natürlich nicht. Kennst du uns denn nicht gut genug, um zu wissen, wie wir uns benehmen? Keine Szenen; machten sie welche, wäre es geradezu eine Erleichterung. Aber ich selbst mache ja auch keine und werde es auch nie tun – das ist immerhin ein Trost für dich, für künftige Tage, wenn es dich interessiert. Vater und Mutter bleiben ganz ruhig, schauen mich dabei aus ihren kleinen Augen scharf und mit durchdringendem Blick an, als wäre ich vom rechten Weg abgekommen. Zu mir sagen sie kaum etwas, miteinander reden sie jedoch darüber und versuchen zu entscheiden, was zu tun ist. Ich bin überzeugt, mein Vater hat schon an die Leute in Washington geschrieben – wie heißt das doch gleich? –, an das Ministerium, damit sie dich aus Brooklyn abziehen – dich wieder auf See schicken.»

«Das wird vermutlich wenig fruchten. Man braucht mich in Brooklyn, nicht auf See.»

«Nun, sie sind imstande, ein Jahr nach Europa zu gehen, nur um mich mitnehmen zu können», sagte Georgina.

«Wie können sie dich mitnehmen, wenn du nicht fortwillst? Und solltest du gehen – was nützte das, wenn du mich bei deiner Rückkehr doch nur wieder hier vorfändest, gerade so wie vor deiner Abreise?»

«Nun ja», sagte Georgina mit ihrem wundervollen Lächeln, «natürlich glauben sie, die Abwesenheit würde mich heilen – würde mich heilen von...» Ohne ausdrücklich zu sagen, wovon, hielt sie mit einer Art spöttischer Bescheidenheit inne.

«Heilen wovon, Liebling? Sag es, sag es bitte», murmelte der junge Mann und zog dabei ihre Hand verstohlen in seine Armbeuge.

«Von meiner törichten Verliebtheit!»

«Und würde es dich heilen, Liebste?»

«Sehr wahrscheinlich schon. Aber ich habe nicht vor, es auszuprobieren. Ich werde nicht nach Europa gehen – nicht, wenn ich es nicht will. Aber es ist besser, wenn ich dich nicht mehr so oft sehe – wenn es sogar – ein wenig – so aussieht, als gäbe ich dich auf.»

«Ein wenig? Was meinst du mit <ein wenig>?»

Georgina sagte einen Augenblick lang nichts.

«Nun, dass du, zum Beispiel, meine Hand nicht ganz so fest halten solltest!» Mit diesen Worten befreite sie den bewussten Körperteil vom Druck seines Armes.

«Und wozu soll das gut sein?», fragte Benyon.

«Es wird sie glauben machen, es sei alles vorbei – wir seien übereingekommen, uns zu trennen.»

«Und wie soll uns das helfen, wo wir doch nichts dergleichen getan haben?»

Sie waren an einem Straßenübergang stehen geblieben; ein schwerer Bierwagen rumpelte langsam an ihnen vorüber. Während sie dort standen, wandte Georgina ihrem Liebsten das Gesicht zu und blickte eine Weile in das seine. Schließlich antwortete sie: «Nichts wird uns helfen; ich glaube nicht, dass wir sehr glücklich sind»; dabei umspielte ihr sonderbares, ironisches, gleichgültiges Lächeln ihren schönen Mund.

«Ich verstehe deine Sicht der Dinge nicht. Ich habe geglaubt, du würdest sagen, dass du mich heiraten willst», entgegnete Benyon, der immer noch reglos dastand, obwohl der Wagen längst weitergefahren war.

«O ja, ich werde dich heiraten!», sagte sie und machte Anstalten, die Straße zu überque-



ren. Die Art und Weise, wie sie es gesagt hatte, war ganz typisch für sie. Als er sah, dass sie es ernst meinte, wünschte er, sie wären irgendwo anders – er hätte allerdings nicht sagen können, wo der geeignete Ort gewesen wäre –, damit er sie in die Arme nehmen könnte. Dennoch hatte er, bevor sie an jenem Tag auseinandergingen, ihr gegenüber bemerkt, er hoffe, sie habe nicht vergessen, dass sie sehr arm sein würden, und sie daran erinnert, welch große Veränderung das für sie bedeuten würde. Sie erwiderte, das mache ihr nichts aus, und fügte sogleich hinzu, wenn das das einzige Hindernis sei, so wäre es das Beste, so schnell wie möglich vor den Traualtar zu treten. Als er sie das nächste Mal sah, war sie noch immer derselben Ansicht, doch stellte er zu seiner Verwunderung fest, dass sie nun der Überzeugung war, es wäre besser, wenn sie ihr Elternhaus nicht verliesse. Natürlich sollte die Trauung heimlich stattfinden, und sie würden eine Weile warten, ehe sie ihre Verbindung bekannt gaben.

«Und wozu soll das gut sein?», fragte Raymond Benyon.

Georgina errötete. «Nun, darauf musst du schon selbst kommen, ich kann dir das nicht erklären!»

Damals glaubte er, es zu verstehen. Dennoch vermochte er nicht einzusehen, weshalb Geheimhaltung erforderlich sei, wenn das Band erst einmal geknüpft war. Als er fragte, auf welches besondere Ereignis sie denn warteten und was ihnen freie Bahn gäbe, als Mann und Frau aufzutreten, antwortete sie, ihre Eltern würden ihr wahrscheinlich verzeihen, erführen sie erst nach sechs Monaten, und nicht allzu plötzlich, dass sie den großen Schritt getan hatte. Benyon vermutete, es kümmere sie inzwischen nicht mehr, ob ihre Eltern ihr verziehen oder nicht, hatte aber bereits erkannt, dass das Wesen einer Frau ein merkwürdiges Mosaik ist. Er hatte geglaubt, sie wäre imstande, ihn aus Trotz zu heiraten, doch um das Vergnügen, den Eltern die Stirn zu bieten, würde sie sich bringen, wenn sie die Heirat geheim hielten. Inzwischen schien ihr nicht mehr besonders viel daran zu liegen, sich zu widersetzen, sie war eher bestrebt, zu lavieren und Zeit zu gewinnen.

«Überlass das mir; überlass das mir. Du bist nur ein ungeschickter Mann», sagte Georgina. «Ich werde viel besser wissen als du, wann der Augenblick gekommen ist, zu sagen: ‹Nun denn, findet euch damit ab und macht das Beste daraus, wir haben es nämlich schon getan!›»

Das war sehr gut möglich, aber Benyon verstand die Sache nicht ganz, und er war (für einen Verliebten) schrecklich bekümmert, bis ihm erneut bewusst wurde, dass sie jedenfalls ein Gutes hatte, und zwar schlicht und einfach, dass das schönste Mädchen, das er je gesehen hatte, bereit war, sich ihm in die Arme zu werfen. Als er zu ihr sagte: «Eines an deinem Plan ist mir völlig zuwider – nämlich dass, wenn auch nur für ein paar Tage oder Wochen, dein Vater für den Lebensunterhalt meiner Frau aufkommen soll» – als er, in seiner Aufrichtigkeit ein wenig errötend, diese arglose Bemerkung machte, reagierte sie mit ihrem unvergleichlichen Lachen und erklärte, das geschehe Mr Gressie nur recht, weil er so abscheulich und grausam sei. Benyons Meinung nach sollte sie von dem Augenblick an, da sie ihrem Vater den Gehorsam verweigerte, auch dessen Schutz nicht mehr in Anspruch nehmen; er war allerdings nicht sonderlich erstaunt, wie ich mich genötigt sehe hinzuzufügen, als er feststellte, dass diese Art von Ehrgefühl ihrer weiblichen Natur eher fremd war. Sie zunächst einmal... zum frühesten Zeitpunkt... wann immer sie bereit wäre... zu seiner Frau zu machen und darauf zu vertrauen, dass das Schicksal und die neuen Einflussmöglich-

keiten, die er dann hätte, dafür sorgten, dass sie ihm möglichst bald ganz gehörte: Dies schien dem jungen Offizier schließlich der Weg zu sein, den einzuschlagen einem Liebhaber und Gentleman am würdigsten war. Er wäre nur ein Pedant, nähme er gar nichts, weil er nicht alles auf einmal bekommen konnte. An jenem Nachmittag war ihr Spaziergang länger ausgefallen als sonst, und die Dämmerung war schon hereingebrochen, als er sie zu ihrem Elternhaus zurückbrachte. Für gewöhnlich kam er diesem nicht so nahe, doch an diesem Tag gab es so viel zu besprechen, dass er mit ihr tatsächlich zehn Minuten am Fuß der Treppenstufen stand, die zur Haustür hinaufführten.

Er hielt Georginas Hand in der seinen, und sie überließ sie ihm, während sie – gleichsam in dem Bestreben, alle ihre Gründe zusammenfassen und ihren Zwist beizulegen – sagte: «*Ein Gutes* wird es haben, weißt du: Ich werde sicher sein.»

«Sicher wovor?»

«Davor, einen anderen zu heiraten.»

«Ach, mein Mädchen, wenn du das tätest...!», rief Benyon, ohne indes zu erwähnen, was dann geschehen würde. Stattdessen blickte er hoch zu der dunklen Fassade des Hauses (lediglich in

zwei, drei Fenstern sah man einen schwachen Lichtschein und nirgendwo Augen, die einen beobachtet hätten) und die leere Straße hinauf und hinunter, die im Halbdunkel der Dämmerung lag, dann zog er Georgina Gressie an sich und küsste sie lange und leidenschaftlich. Ja, ganz zweifellos, sie sollten unbedingt heiraten, das fühlte er. Sie war die Stufen hinaufgerannt, und während sie, die Hand an der Glocke, an der Tür stand, rief sie ihm leise und beinahe zischend zu: «Geh doch, geh; Amanda kommt schon!» Amanda war das Stubenmädchen; und mit diesen Worten entließ die Julia aus der Zwölften Straße ihren Romeo aus Brooklyn. Während er in die Fünfte Avenue zurückschlenderte, wo in der Abendluft ein Hauch von Frühlingsduft lag, der den Sträuchern der kleinen Einfriedung um die hübsche gotische Kirche entströmte, die jenen ansprechenden Abschnitt der Straße zierte, stand er noch zu sehr unter dem Eindruck der köstlichen Berührung, der sich das Mädchen ungestüm entzogen hatte, um zu erkennen, dass der gewichtige Grund, den sie eben genannt hatte, zwar durchaus ein Grund zum Heiraten war, aber keineswegs ein Grund, ihre Verbindung geheim zu halten. Doch da er, wie ich in den einleitenden Zeilen dieser Ge-

schichte schon sagte, die Motive seiner Liebsten nicht einmal am Ende verstand, kann man nicht von ihm erwarten, dass er sie am Anfang verstanden hätte.

#### IV

Mrs Portico sprach, wie wir wissen, ständig davon, nach Europa zu reisen; doch bisher – das heißt ein Jahr nach dem eben geschilderten Vorfall – hatte sie noch keinen jugendlichen Cicero<sup>5</sup> gefunden. Natürlich musste es ein weibliches Wesen sein; es war unabdingbar, dass ihre Begleitung dem Geschlecht angehörte, das in Galerien und Kirchen ganz selbstverständlich auf Bänken niedersinkt und unzählige Pausen auf Treppen einlegt, die zu berühmten Aussichtspunkten hinaufführen. Sie war eine Witwe mit einem schönen Vermögen und mehreren Söhnen, die alle in der Wall Street tätig waren und von denen keiner imstande gewesen wäre, sich dem gemächlichen Tempo anzupassen, in dem sie ihre Auslandsreise zu absolvieren gedachte. Alle waren sie sehr eingespannt, gingen rastlos durchs Leben. Mrs Portico war eine kleine, korpulente Frau mit gerötetem Gesicht, lauter

Stimme und üppigem schwarzen Haar, das sie auf eine ganz eigene Art trug, verziert mit so zahlreichen Kämmen und Bändern, dass es an einen volkstümlichen Kopfputz erinnerte. In New York kursierte, um 1845, die Ansicht, der Stil sei dänischen Ursprungs; jemand hatte erklärt, etwas Ähnliches in Schleswig-Holstein gesehen zu haben. Mrs Portico wirkte unerschrocken, humorvoll und ein wenig exaltiert; jemand, der sie zum ersten Mal sah, musste den Eindruck gewinnen, ihr inzwischen verstorbener Gatte habe die Tochter eines Kneipenwirts oder die Besitzerin einer Menagerie geheiratet. Ihre hohe, heisere, gutmütige Stimme schien irgendwie auf ein Leben im Rampenlicht hinzuweisen; allerdings war diese nicht hübsch genug, um die Vermutung aufkommen zu lassen, Mrs Portico sei vielleicht früher einmal Schauspielerin gewesen. Diese Gedanken verflüchtigten sich jedoch rasch, selbst wenn man nicht hinlänglich eingeweiht war, um zu wissen – was zum Beispiel alle Gressies nur zu gut wussten –, dass ihre Herkunft nämlich, weit davon entfernt, geheimnisumwittert zu sein, vielmehr eher Grund gewesen wäre, sich damit zu brüsten. Doch trotz ihres extravaganten Äußeren brüstete sie sich mit gar nichts; sie war ein warmherziger, umgäng-

licher, heiterer Mensch, der vor nichts Respekt hatte, sich aber durch große Nächstenliebe und eine demokratische, von Brüderlichkeit geprägte Einstellung auszeichnete, die mit Verachtung für viele weltliche Werte und Normen gepaart war und der sie keineswegs in allgemeingültigen Grundsätzen Ausdruck verlieh (die Philosophie war ihr nämlich ein wahres Gräuel), sondern in leidenschaftlichen Ausrufen bei bestimmten Anlässen. Sie kannte keinerlei Scheu, wenn es um Fragen der Moral ging, und stellte sich einem heiklen sozialen Problem ebenso entschlossen, wie sie sich einem Gentleman in den Weg gestellt hätte, den sie mit dem Tafelsilber in ihrer Diele angetroffen hätte. Allein ihre Unfähigkeit zu diskutieren verhinderte, dass sie in orthodoxen Kreisen als Nervensäge galt. An Geduld mangelte es ihr nie, doch fehlten ihr stets schnell die Worte, und sie beendete ihre Ausführungen rasch mit einem Stoßgebet, der Himmel möge ihr Gelegenheit geben, zu verwirklichen, woran sie glaube. Sie war eine alte Freundin von Mr und Mrs Gressie, die sie wegen ihres weit zurückreichenden Stammbaums und ihrer häufigen Spenden für wohltätige Zwecke schätzten und die ihr das Gefühl verdankten, aufgeschlossen zu sein – wie Leute, die sich ihrer eigenen



Position zu sicher sind, um noch Angst zu haben. Sie war ein Luxus, den sie sich gönnten, eine Ausschweifung, der sie frönten, durch sie kamen sie mit gefährlichen ketzerischen Gedanken in Berührung; solange sie mit ihr verkehrten, konnte man ihnen nicht vorwerfen, engstirnig zu sein – und vielleicht war ihnen unterschwellig bewusst, dass in diesem Punkt gewisse Vorkehrungen durchaus nottaten. Mrs Portico ihrerseits fragte sich nie, ob sie die Gressies mochte; sie neigte nicht zu zersetzender Analyse, sie akzeptierte althergebrachte Beziehungen und stellte lediglich fest, dass ihre Bekanntschaft mit diesen Leuten irgendwie dazu beitrug, ihr Leben abwechslungsreicher zu gestalten. Sie sorgte in deren Salon fortwährend für Szenen; Szenen, die, wie alle ihre Auftritte, etwas Ungehaltenes, aber auch etwas Drolliges hatten und mit denen die Gressies, wie man einräumen muss, wunderbar umzugehen verstanden. Sie begegneten ihr nie mit scharfen Worten, sondern gesellten sich zu ihr, um ihr lächelnd und unverfängliche Gemeinplätze von sich gebend zuzusehen, als beneideten sie sie um ihr überbordendes Temperament. Mit Interesse beobachtete sie Georgina, die ihr anders als die anderen zu sein schien, glaubte Anzeichen dafür zu erkennen, dass sie

sich wohl kaum so unerquicklich verheiraten würde, wie ihre Schwestern es getan hatten, und auch Anzeichen dafür, dass sie, was Pflichtgefühl anging, einen ganz eigenen, kühnen Maßstab anlegte. Georginas Schwestern hatten aus Pflichtgefühl geheiratet, doch Mrs Portico hätte sich lieber eine ihrer großen feisten Hände abgehackt, als sich so gehorsam zu fügen. Sie, die Tochterlose, hatte eine bestimmte Idealvorstellung von einer jungen Frau: Sie sollte schön und romantisch sein, gedankenvoll dreinblicken und sich ein wenig in Bedrängnis befinden, damit sie, Mrs Portico, ihr aus ihren Schwierigkeiten heraushelfen konnte. Sie baute in nicht unwesentlichem Maße darauf, dass Georgina diese Vision Wirklichkeit werden ließe; doch im Grunde genommen hatte sie Georgina nie verstanden. Sie hätte scharfsinnig sein müssen, doch an dieser Eigenschaft mangelte es ihr, und sie begriff immer erst nach vielen Enttäuschungen und manchem Verdruss, wie die Dinge standen. Es war nicht leicht, sie aus der Ruhe zu bringen; eine Mitteilung, die diese junge Dame ihr eines schönen Vormittags im Frühling machte, versetzte sie indes gehörig in Unruhe. Trotz ihrer exzentrischen Erscheinung und ihrer blühenden Phantasie war sie die wohl argloseste Frau in ganz New York.

Georgina kam sehr früh, früher noch, als man üblicherweise vor dreißig Jahren in New York Besuche abstattete, und erklärte, Mrs Portico offen ins Gesicht blickend, unverzüglich und ohne jegliche Umschweife, dass sie sich in großen Schwierigkeiten befinde und sie um ihre Hilfe bitten müsse. Nichts an Georgina deutete darauf hin, dass sie sich in einer Notlage befand; sie war frisch und schön wie der Apriltag selbst. Sie trug den Kopf hoch und lächelte gleichsam auf vertraute Art herausfordernd, wirkte wie eine junge Frau, die von Natur aus mit dem Glück auf gutem Fuß stand. Und alles andere als im Tonfall eines Menschen, der ein Geständnis ablegt oder von einem Missgeschick berichtet, fügte sie sogleich hinzu: «Nun, als Erstes müssen Sie wissen – natürlich wird es Sie überraschen –, dass ich verheiratet bin.»

«Verheiratet! Georgina Gressie!», wiederholte Mrs Portico in ihren schrillen Tönen.

Georgina stand auf, schritt auf ihre majestätische Art durch den Raum und schloss die Tür. Dort blieb sie, den Rücken an die Mahagonipaneele gepresst, stehen, und nur durch die Distanz, die sie zwischen sich und ihre Gastgeberin gebracht hatte, ließ sie erkennen, dass sie sich des Ungebührlichen an der Situation bewusst

war. «Ich bin nicht Georgina Gressie – ich bin Georgina Benyon; und schon nach kurzer Zeit hat sich herausgestellt, dass dies die natürliche Folge zeitigen wird.»

Mrs Portico war völlig verwirrt. «Die natürliche Folge?», rief sie verdutzt dreinschauend.

«Des Verheiratetseins selbstverständlich; ich nehme an, Sie wissen, was das ist. Niemand darf etwas davon erfahren. Ich möchte, dass Sie mit mir nach Europa reisen.»

Jetzt erhob sich Mrs Portico langsam von ihrem Platz und ging zu ihrer Besucherin hinüber, musterte sie dabei von Kopf bis Fuß, als wolle sie den Wahrheitsgehalt ihrer bemerkenswerten Ankündigung abschätzen. Sie ließ die Hände einen Augenblick auf Georginas Schultern ruhen, während sie in ihr schönes, jugendfrisches Gesicht sah, zog sie dann zu sich heran und küsste sie. Auf diese Weise wurde die junge Frau zum Sofa zurückgeleitet, wo sie in einem Gespräch von größter Vertraulichkeit mit ihren Eröffnungen dafür sorgte, dass Mrs Portico aus dem Staunen gar nicht mehr herauskam. Sie sei Raymond Benyons Frau; sie hätten vor einem Jahr geheiratet, aber niemand wisse etwas davon. Sie habe es vor allen geheim gehalten und beabsichtige, es auch weiterhin geheim zu

halten. Die Trauung habe an einem Sonntagnachmittag nach dem Gottesdienst in einer kleinen Episkopalkirche in Harlem stattgefunden. In dem staubigen Vorort kenne sie niemand; der Geistliche, ungehalten über die Verzögerung und bestrebt, zum Tee zu Hause zu sein, habe keine Schwierigkeiten gemacht; er schloss den Bund, ehe sie sich's versahen. Es sei lächerlich, wie einfach es gewesen sei. Raymond habe ihm offen gesagt, dass alles unter dem Siegel der Verschwiegenheit stattfinden müsse, da die Familie der jungen Dame ihr Tun missbillige. Aber sie sei volljährig und aus freien Stücken hier, wie er sich selbst überzeugen könne. Der Pastor habe ein grunzendes Geräusch von sich gegeben, als er sie über seine Brille hinweg ansah; es habe nicht sehr schmeichelhaft geklungen, es schien zu besagen, dass sie in der Tat kein Küken mehr sei. Raymond habe sich als Offizier der Marine der Vereinigten Staaten ausgewiesen (außer der Uniform, die er trug, habe er auch Papiere bei sich gehabt) und dem Geistlichen einen Freund vorgestellt, den er mitgebracht habe und der ebenfalls bei der Marine war, einen ehrwürdigen Zahlmeister. Dieser habe auch, gleichsam als Brautvater, die Braut zum Altar geführt; er sei ein lieber alter Mann, regelrecht wie eine gütige

Großmutter, und absolut vertrauenswürdig. Er habe selbst dreimal geheiratet, das erste Mal auf die gleiche Weise. Nach der Trauung sei sie in ihr Elternhaus zurückgekehrt, habe sich aber am nächsten Tag mit Mr Benyon getroffen. Danach habe sie sich – eine Weile lang – recht häufig mit ihm getroffen. Stets habe er sie angefleht, doch für immer zu ihm zu kommen; das müsse sie gerechterweise sagen. Aber das habe sie nicht gewollt – wolle es auch jetzt nicht – würde es vielleicht nie wollen. Sie habe ihre Gründe, sehr gute Gründe, wie sie meinte, doch ließen sie sich sehr schwer erklären. Sie werde sie Mrs Portico in aller Ruhe erläutern. Aber die Frage sei jetzt nicht, ob sie gut oder schlecht seien; wichtig sei nun, dass sie für ein paar Monate aus dem Land käme – weit fort von allen, die sie kannten. Sie ginge gern an irgendeinen kleinen Ort in Spanien oder Italien, wo sie aus der Welt wäre, bis alles vorüber sei.

Mrs Porticos Herz machte einen Satz, als dieses ernste, hübsche, ihr so vertraute Mädchen, das, eine Hand in der ihren, dasaß und seine ungewöhnliche Geschichte hervorsprudelte, davon sprach, dass alles vorüber sein würde. In Georginas Worten lag eine glitzernde Kälte, eine unnatürliche Unbekümmertheit, die darauf

hindeutete – die arme Mrs Portico wusste gar nicht recht, worauf. Wenn Georgina tatsächlich Mutter wurde, so war doch anzunehmen, dass sie auch Mutter bliebe. Sie sagte, es gebe da einen schönen Ort in Italien – Genua –, von dem Raymond oft gesprochen habe und an dem er mehr als einmal gewesen sei, weil er ihm so gut gefalle; könnten sie nicht dorthin gehen und sich eine Weile ruhig verhalten? Sie bitte um einen großen Gefallen, das wisse sie sehr wohl; aber wenn Mrs Portico sie nicht begleite, dann fände sie jemand anders, der es täte. Sie hätten so oft über eine solche Reise gesprochen; und wenn Mrs Portico früher dazu bereit gewesen sei, so sollte sie es jetzt erst recht sein. Georgina erklärte, sie werde auf jeden Fall etwas unternehmen, irgendwo hingehen, auf die eine oder andere Weise dafür sorgen, dass ihr Zustand unbemerkt bliebe. Es habe keinen Sinn, sie überreden zu wollen, dass sie ihn offenbare; lieber würde sie sterben. Zweifellos müsse das seltsam erscheinen, aber sie wisse, was sie tue. Noch vermute keiner etwas – sie habe ganz und gar erreicht, was sie wollte –, und ihr Vater und ihre Mutter glaubten – wie ja auch Mrs Portico geglaubt habe, oder etwa nicht? –, dass Raymond Benyon ihr während des letzten Jahres immer weniger

bedeutet habe. Nun, dem sei auch so; ja, dem sei so. Er sei fortgegangen – weiß der Himmel, wohin – sei irgendwo im Pazifik; sie sei allein und werde jetzt auch allein bleiben. Die Familie glaube, alles sei vorbei, weil er wieder auf seinem Schiff sei und auch aus anderen Gründen, und sie habe recht; denn es sei vorbei oder werde bald vorbei sein.

v

Mrs Portico hatte inzwischen beinahe Angst vor ihrer jungen Freundin; diese ließ so wenig Furcht, ja wenn man so wollte, so wenig Scham erkennen. Wäre die gute Frau es gewohnt gewesen, die Dinge ein wenig genauer zu analysieren, hätte sie gesagt, sie ließ so wenig Gewissen erkennen. Sie starrte Georgina mit weit aufgerissenen Augen an – ihre Besucherin war die wesentlich ruhigere von ihnen beiden –, ließ verwunderte Ausrufe hören, murmelte vor sich hin, sank in sich zusammen, sprang auf, wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Es gab Dinge, die sie nicht verstand: dass sie sich alle so getäuscht haben sollten, dass sie alle gedacht hatten, Georgina gäbe ihren Liebsten auf (sie bildeten sich ein, sie wäre seiner überdrüssig ge-



worden oder hätte ihren Fehler eingesehen), wo sie es doch in Wirklichkeit gerade unmöglich machte, dass sie jemals einem anderen gehören konnte. Und dazu ihre Inkonsequenz, ihre Launenhaftigkeit, das Fehlen eines Motivs, die Art, wie sie sich selbst widersprach, ihre offenkundige Überzeugung, sie könne eine solche Situation für immer vertuschen! Es war nichts Anstößiges daran, dass sie den mittellosen Mr Benyon geheiratet hatte, auch nicht daran, dass die Trauung in einer kleinen Kirche in Harlem stattgefunden und ein Zahlmeister die Rolle des Brautvaters übernommen hatte; anstößig war vielmehr, dass sie sich in einer solchen Lage befand, ohne bereit zu sein, die entsprechenden Erklärungen zu geben. Zudem konnte sie ihren Gatten nicht allzu oft gesehen haben; sie musste, kaum dass sie ihn zum Mann genommen hatte, auf Zusammenkünfte mit ihm verzichten haben. Hatte nicht Mrs Gressie höchstpersönlich Mrs Portico erzählt, es musste im vergangenen Oktober gewesen sein, es bestünde kein Anlass mehr, Georgina fortzuschicken, da ja die Liaison mit dem kleinen Marineoffizier – eine in jeder Hinsicht so unpassende Verbindung – ein für alle Mal beendet sei?

«Nach unserer Hochzeit sah ich ihn weniger –

HENRY JAMES  
*Wie alles kam*



Erzählungen  
Aus dem Englischen übertragen  
von Ingrid Isen  
Nachwort von Angela Schabert

MANESSE BIBLIOTHEK  DER WELTLITERATUR

Henry James

**Wie alles kam**  
Erzählungen

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 480 Seiten,  
9,0 x 15,0 cm  
ISBN: 978-3-7175-2270-6

Manesse

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Nach »Benvolio« ein weiterer Henry-James-Fund

Henry James ist der Meister psychologisch-realistischen Schreibens, sein Werk ein Gaumenschmaus erlesener Erzählkunst. Unverwechselbar geschmeidig im Stil, aber mit messerscharfem Blick enthüllt er die Beweggründe menschlichen Handelns. Dieser Band präsentiert fünf Kabinettstücke aus seinem erzählerischen Werk in deutscher Erstübersetzung.

Warum fällt die Wahl der umschwärmten Flora Saunt doch noch auf den zunächst verschmähten Geoffrey Dawling? Welche Pläne hat Georgina Gressie mit dem armseligen, stotternden Marineoffizier, der ihr sein Herz schenkt? Inwiefern ist das Porträt einer Frau im gelben Schal schuld am Scheitern eines Künstlers? Solch scheinbar banalen Fragen geht Henry James mit feiner Ironie auf den Grund. Satz für Satz entblößt er, welch zerstörerische Kraft Ehrgeiz, Missgunst und Habgier selbst innerhalb der innigsten Form menschlicher Beziehung entfalten können, der Liebe.

Die vorliegenden Geschichten spannen einen Bogen vom frühen Schaffen des Autors bis zu seinen späten Jahren, in denen seine bekanntesten, raffiniertesten Werke wie »Die Flügel der Taube«, »Die goldene Schale« und »Die Drehung der Schraube« entstanden.